

(Nachdruck verboten.)

801

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig.

„Manches Mal,“ fuhr Jordan fort, „habe ich Lust, Delabean herbeizurufen und ihm zu sagen, er soll alles nehmen, auch wenn er mir nichts dafür zahlt. Ich strebe nicht nach Gewinn, und auch die elektrischen Defen, auf deren Erfindung ich mit ganzer Seele hinarbeite, will ich niemals, wenn mir die Erfindung glücken sollte, zu meinem Vorteil ins Werk setzen, um Geld damit zu machen, sondern ich werde sie der Allgemeinheit geben, zur Bereicherung und zur Erleichterung aller. — Also, das ist abgemacht; sobald unser Freund meinen Plan billigt, werden wir morgen die Frage der Abtretung gemeinschaftlich studieren, und ich mache ein Ende.“

Während Lucas, immer noch von dem Gefühl des Widerwillens beherrscht, nichts antwortete, weil er sich nicht entschließen konnte, eine Verantwortung auf sich zu nehmen, schien Jordan plötzlich von einem Gedanken erfasst, der ihn erregte. Er schlug seinem Gaste vor, ihn hinauf nach dem Hochofen zu begleiten, um zu sehen, wie es diesem während der drei Tage seiner Abwesenheit ergangen sei.

„Ich bin nicht ohne Ursache. Es ist nun eine Woche, daß Jordan tot ist, und ich habe ihn noch nicht ersetzt, sondern habe meinen Schmelzmeister Morfain mit der Leitung der Arbeit betraut. Er ist ein ausgezeichnete Mensch, ist da oben geboren und im Feuer aufgewachsen. Gleichwohl ist die Verantwortung eine sehr schwere für einen einfachen Arbeiter wie er.“

Von Besorgnis ergriffen, bat Soeurette:

„O Martial, bedenke doch, Du bist eben von der Reise zurückgekehrt, bist ermüdet, Du wirst doch nicht um zehn Uhr nachts ins Freie gehen wollen!“

Er umarmte und küßte sie zärtlich.

„Laß nur, Schwesterlein, mach Dir keine Sorgen. Du weißt ja, ich thue nie mehr als ich kann. Ich versichere Dich, daß ich besser schlafen werde, wenn ich mich beruhigt habe. Die Nacht ist nicht kalt, und ich werde obendrein meinen Pelz unnehmen.“

Sie band ihm noch ein großes Tuch um den Hals und begleitete ihn bis über die Freitreppe, um sich zu vergewissern, daß die Nacht in der That köstlich milde war; Bäume, Gewässer und Felder lagen in erquickender Ruhe unter einem dunkelsammeln, sternfunkelnden Himmel.

„Ich vertraue ihn Ihnen an, Monsieur Froment. Lassen Sie ihn nicht zu lange draußen bleiben.“

Die beiden Männer stiegen die in den Fels gehauene schmale Treppe hinan, die gleich hinter dem Wohnhaus begann und zu dem Felsplateau in halber Höhe der mächtigen Wand der Mont Bleues führte, auf welchem der Hochofen stand. Zwischen Tannen und Schlingengewächsen führte der schmale Pfad wie durch ein Labyrinth empor, durch eine Natur von köstlicher, unberührter Wildheit. Bei jeder Wendung des Weges konnten sie die schwarze Masse des Hochofens sehen, der immer deutlicher aus der bläulichen Nacht hervortrat, mit den seltsamen Silhouetten seiner Hilfsapparate, die sich rings um den Centralherd gruppieren.

Jordan stieg mit kleinen leichten Schritten voran; und als er auf dem Plateau angekommen war, blieb er vor einer Felsmasse stehen, aus welcher ein kleines Licht wie ein Stern hervorleuchtete.

„Warten Sie,“ sagte er, „ich will nur nachsehen, ob Morfain nicht in seiner Wohnung ist.“

„Wo denn, in seiner Wohnung?“ fragte Lucas erstaunt.

„Hier, in dieser alten Grotte, die er zu seiner Behausung erkoren hat, und wo er mit seinem Sohn und seiner Tochter beharrlich wohnen bleibt, obgleich ich ihm wiederholt ein viel wohllicheres Häuschen angeboten habe.“

In der Schlucht von Brias bewohnte eine zahlreiche arme Bevölkerung derartige Höhlen. Morfain blieb in der feinen aus freier Wahl, denn hier war er vor vierzig Jahren geboren worden, hier lebte er dicht bei seiner Arbeit, fast unmittelbar an der Seite des Hochofens, der sein Leben, sein Gefängnis und sein Königreich war. Er hatte übrigens

als zivilisierter Höhlenmensch seine prähistorische Wohnstätte mit manchem Komfort der Jetztzeit ausgestattet, hatte die beiden Grottenmündungen mit einer starken Mauer verschlossen, und in dieser eine feste Thür und zwei Fenster mit kleinen Glascheiben angebracht. Das Innere war in drei Räume geteilt, wovon einer als Schlafzimmer für Vater und Sohn diente, einer als Schlafzimmer für die Tochter und einer als gemeinschaftlicher Wohnraum, als Wohnzimmer, Küche und Werkstatt. Alle drei Räume mit ihren Mauerwänden und der gewölbten Felsdecke waren wohnlich und nett, die Einrichtungsstücke waren aus massivem Holz, mit Beil und Messer in primitiver Weise selbst verfertigt.

Wie Jordan schon erwähnt hatte, waren die Morfain vom Vater auf den Sohn Schmelzmeister auf der Erbscherie. Der Großvater hatte bei der Gründung mitgeholfen, und heute überwachte der Enkel den Abstieg nach achtzigjähriger, ununterbrochener Familienherrschaft. Das verlieh ihm ein stolzes Selbstgefühl wie ein unantastbarer Adelsbrief. Vor vier Jahren war seine Frau gestorben und hatte ihn mit einem sechzehnjährigen Sohn und einer vierzehnjährigen Tochter zurückgelassen. Der Sohn war sogleich beim Hochofen in die Arbeit getreten, die Tochter hatte die Bewahrung der Räume übernommen, kochte für sie und hielt das Haus in Ordnung als gute Wirtin. So ging das bis heute weiter, der Sohn war nun zwanzig, das Mädchen achtzehn Jahre alt, und der Vater sah geruhig, wie sein Geschlecht sich forsetzte, und gedachte dereinst seinem Sohne den Hochofen zu übergeben, so wie ihn sein Vater ihm übergeben hatte.

„Ah, Sie sind hier, Morfain?“ sagte Jordan, die Thür aufrückend, die nur durch eine einfache Klinke schloß. „Ich bin zurückgekommen und wollte sehen, wie es hier steht.“

In der von einer kleinen, ruzenden Lampe erhellten Felsenhöhle saßen Vater und Sohn an einem Tische und aßen ihre Suppe vor der Nacharbeit, während das Mädchen, hinter ihnen stehend, sie bediente. Ihre mächtigen Schatten erfüllten fast ganz den kleinen Raum, in welchem das ernste Schweigen herrschte, das sie fast immer bewahrten.

Morfain erwiderte mit tiefer, bedächtiger Stimme:

„Wir haben eine böse Geschichte gehabt, Monsieur Jordan. Aber ich glaube, daß wir nun ruhig sein können.“

Er hatte sich erhoben gleich seinem Sohne und stand nun zwischen diesem und seiner Tochter; alle drei waren sie Riesengestalten, breitschulterig und hochgewachsen, so daß ihre Stirnen fast die niedrige, rauchgeschwärmte Felsdecke berührten. Sie sahen aus wie wiedererstandene Menschen aus uralter Zeit, diese Abkömmlinge einer Arbeiterfamilie, die in hundertjährigem, unablässigem Ringen die Natur bezwungen hatte.

Lucas betrachtete mit Erstaunen den Riesen Morfain, diesen gewaltigen Chklopen, der das Feuer bändigte. Ein mächtiger Kopf, ein großes, von Flammenglut durchfurchtes und geröstetes Gesicht; eine heulige Stirn, eine Adlernase und tiefglühende Augen über Wangen, die von Lavaströmen verwüstet schienen; ein Mund mit dicken, geschweiften, blutigroten Lippen; und Hände, die die Kraft und die Farbe von stählernen Zangen hatten. Dann wandte Lucas seinen Blick auf den Sohn, Dada, wie er mit dem Kindernamen hieß, der ihm geblieben war, seitdem er sich als ganz kleines Kind beinahe seine Fingerringen*) an einer noch heißen Muffel verbrannt hätte. Auch er ein Hüte, fast ebenso riesig wie sein Vater, mit dessen breitem Gesicht, der gebieterischen Nase und den glühenden Augen, aber noch nicht so im Feuer gebrannt und gehärtet wie der ältere Mann, und — er konnte lesen — mit einer neuen Gedankenspur im Gesicht, die seine Züge eigenartig milderte und erhellte. Dann sah Lucas die Tochter an, „mein Blauden“, wie ihr Vater sie zärtlich nannte, denn ihre großen Augen waren blau, so wundervoll, strahlend, unergründlich blau, daß man durch sie in einen endlos tiefen, leuchtenden Himmel zu blicken glaubte. Eine herrliche Walfirengestalt von ursprünglicher Schönheit, das schönste, verschlossenste, scheueste Mädchen der Gegend, die aber in ihrer scheuen Verschlossenheit Bücher las und Träumen nachhing, in welchen sie Dinge aus der Ferne herankommen sah, die ihr Vater nie gesehen

*) Doigt, Finger, klingt im Kindermund wie Da.

hatte, und deren geheime Erwartung sie mit einem Schauer erfüllte. Lucas stand voll erstaunter Bewunderung vor diesen drei gewaltigen Menschen, diesem Riesengeschlecht, in welchem er die Verkörperung des ewigen Mühens der Menschen auf ihrem Wege vorwärts, den Stolz der qualvollen, unaufhörlich erneuten Anstrengung, den uralten Adel der mörderischen Arbeit erblickte.

Aber Jordan war durch den Bescheid, den er erhalten hatte, von neuer Unruhe erfüllt worden.

„Eine böse Geschichte, Morfain? Was war's denn?“

„Ja, Monsieur Jordan, eines der Windleitungsrohre hatte sich verstopft. Zwei Tage lang habe ich geglaubt, daß es ein Unglück geben würde, und ich habe nicht schlafen können vor Aufregung, daß mir so etwas während Ihrer Abwesenheit zustößen soll! Vielleicht wollen Sie selbst mitkommen und die Sache ansehen, wenn Sie Zeit haben. Wir sind gerade unmittelbar vor einem Abstich.“

Die beiden Männer vollendeten im Stehen hastig ihre Mahlzeit, während das Mädchen bereits den Tisch abräumte. Sie sprachen nur wenig untereinander, sie verstanden sich durch einen Blick, eine Gebärde. Doch sagte der Vater im Fortgehen zu Blauchen mit seiner rauhen Stimme, in der ein Ton der Zärtlichkeit mitschlang:

„Du kannst auslöschen und brauchst uns nicht zu erwarten; wir werden wieder drüben schlafen.“

Und während Morfain und Dada mit Jordan vorausgingen, wandte sich Lucas noch einmal um und sah das Mädchen an der Thür der barbarischen Behausung stehen, hoch und gewaltig wie eine Priesterin aus alter Zeit, mit ihren großen, strahlenden blauen Augen, die traumverloren in die weite Nacht hinausblitzten.

Als bald erreichten die vier Männer den schwarzen Turm des Hochofens. Nach sehr altem Modell gebaut, war er kaum fünfzehn Meter hoch, gedrungen und massig. Allmählich hatte man ihn jedoch mit immer mehr Verbollkommnungen, mit neuen Organen umgeben, die nun eine Art kleines Dorf um ihn bildeten. Da war vorerst die Gußhalle mit ihrem feinen Sandboden, ein neuer, zierlicher Bau mit schlanken Eisensäulen, die das Ziegeldach trugen. Sodann zur linken Hand in einem Schuppen mit Glasfenstern das Gebläse, die Dampfmaschine, die dem Ofen den Wind zuführte; während sich zur Rechten zwei Gruppen hoher Cylindere befanden, in welchen die Verbrennungsgase zuerst von Staub gereinigt und sodann dazu verwendet wurden, die Luft des Gebläses zu erhitzen, damit sie mit hoher Temperatur in die Schmelzzone des Ofens eintrete. Endlich die Wasserbehälter, welche aus zahlreichen Röhren ununterbrochen die Wände des Ofens beriekelten, seine Ziegel erfrischten und vor der Verbrennung durch die furchtbare Glut seines Innern bewahrten. So verschwand das Ungetüm fast vollständig unter der Menge der vielgestaltigen Hilfsanrichtungen, die es umgaben, unter einem Gedränge von Bauten und Reservoirs, einem Gewirr eiserner Röhren, deren Gesamtheit, besonders in der Nacht, monströse Umrisse von barbarischer Phantastik zeigte. Oben an der Felswand sah man die Brücke, über welche die Wagen mit Erz und Coaks auf die Höhe der Wacht gelangten; und der schwarze Cylinder des Ofens war von seiner Mitte bis hinab zur Kaste von einer mächtigen eisernen Armatur umgeben, welche dem Mauerwerk als festes Gerüst diente, und auf welchem die Wasserleitungs- und die vier Windleitungsrohre ruhten. Ganz unten befand sich dann noch der Eisentaster, der das geschmolzene Metall aufnahm und dessen Abstichöffnung mit einem Pfropf aus feuerfestem Thon verschlossen war. So stand der Ofen da, ein Riesentier von drohender, angsteinflößender Form, dessen Verdauungsapparat Steine verschlang und geschmolzenes Metall von sich gab. (Fortsetzung folgt.)

Der „Volksfeind“ im „Deutschen Theater“.

Als Ibsen seine „Gespenster“ geschrieben hatte, erhob sich der ästhetische und sittliche Mob seiner Heimat wider ihn. Er hatte das Bild einer Ehe entrollt, das schlecht zu der Heiligkeit paßte, die diese Institution noch immer für sich in Anspruch nimmt. Nach seiner „Nora“ hatte man ihm die Frage entgegengehalten: Was wird aus den Kindern, wenn die Frau in erster Linie Mensch sein will? Er antwortete, indem er in den „Gespenstern“ zeigte, was aus den Kindern wird oder werden kann, wenn die Frau auf ihr Menschentum verzichtet, um zur

Heiratsware zu werden. Es ist ein tristes Resultat, das er uns in Oswald zeigt, aber wer als Dichter die Korruption schildern will, kann ja selbst beim besten Willen keine anmutigen Idyllen schaffen.

Jedem Einsichtigen mußte sofort klar sein, daß die „Gespenster“ aus ergrimmter Sittlichkeit heraus geboren waren. Die Einsichtigen aber waren damals in Norwegen und nicht nur in Norwegen stark in der Minderheit. Man ließ den Dichter für die Greuel büßen, die in seinem Stoff lagen. Man verdächtigte seine Moral, beschuldigte ihn, die Gesellschaft zu untergraben und warf ihn kurzer Hand zu den zweifelhaften Individuen. In der Presse ging ein Höllenspektakel los; ein Pfeifen, Zöhlen und Schimpfen setzte ein, wie es Ibsen seit seinem „Gund der Jugend“, der einen wilden Skandal hervorrief, nicht mehr gehört hatte. Der Dichter hatte damals bereits „den Kirchof, der Norwegen heißt“ verlassen und befand sich, wenn ich nicht irre, in Aegypten. Die Zeitungen dringen ja aber auch dahin, und so blieben ihm die angenehmen Beschimpfungen nicht erspart. Ein neues Drama war die Antwort, und das Drama hieß der „Volksfeind“.

Das Drama ist also in polemischer Absicht entstanden und verleugnet in seinem ganzen Charakter diesen Ursprung nicht. Um seine satyrischen Hiebe anzubringen, sündigt der Dichter mitunter gegen die Gesetze der dramatischen Charakteristik, was er in dieser Periode sonst nicht mehr zu thun pflegte. Er läßt die Personen gelegentlich sagen, was seiner polemischen Absicht entspricht, nicht aber, was ihrer Situation, ihrer Psychologie und ihrem Interesse entsprechen würde. Man merkt sehr deutlich, daß er etwas will, und daß der Wille ihn gelegentlich über die Grenzen hinausführt, die niemand sonst sorgfältiger zu beobachten pflegt, als eben er. Andererseits bringt der polemische Ursprung der Dichtung auch einen Vorteil mit sich. Ibsen hat es mit einer Erscheinung des modernen Lebens zu thun, und darum ist das Drama von bewegter moderner Wirklichkeit erfüllt. Vielleicht wird es zu den Dramen Ibsens gehören, die sich am längsten auf der Bühne behaupten. Jedenfalls sollten diejenigen nicht verschmähen, es sich anzusehen, die zwar Ibsens Steppis, nicht aber Ibsens Humor kennen. Bekamlich behandelt der Dichter den Konflikt zwischen einer geistig vornehmen Natur und der kompakten dumpfen Majorität. Es giebt Konfusionsräte, die darin einen Angriff auf die Demokratie zu sehen belieben. Es ist uns nicht gut genug, diese angenehme Ansicht zu widerlegen.

Die Aufführung im „Deutschen Theater“ war durchweg prachtvoll. Vielleicht besinnt sich Brahm doch noch darauf, daß die europäische Litteratur weder mit Hauptmann noch mit Herrn Hirschfeld anfängt und daß sie sich im „Probekandidaten“ noch nicht erschöpft hat. Die dramatische Inzucht, die er zu treiben beliebt, kann ihn sehr wohl um Geschäft und Ansehen bringen.

Den „Volksfeind“ spielte Wasserermann, der naturgemäß im Vordergrund des Interesses stand. Er trug einen vollen, schönen und verdienten Erfolg davon. Die süddeutsche Dialektfärbung, die er der Rolle gab, stimmte vortrefflich zum Charakter Stodmanns. In dieser sonnigen, humorvollen, volksfreundlichen Gestalt steckt etwas, das an süddeutsche Art erinnert — im Gegensatz zu preussischem Zundergenäsel. Schon in der Rolle betonte Wasserermann die Intelligenz des Gelehrten und verschonte uns so mit dem brombarstierenden Biedermann, den viele Darsteller zu geben belieben. Der burleske, sorglose Leichtsin der Gestalt kam sonzig zum Ausdruck. In der großen Volksscene war er, ohne auch nur ein Haar von der einfachsten Natürlichkeit abzuweichen, von großer Kraft und Wirkung. Er hat im Deutschen Theater sehr schnell den Vordergrund erobert und wird ihn zu behaupten wissen. Hoffentlich kommt er bald einmal in die Lage, uns zu zeigen, daß sein stilistisches Princip ihm auch gestattet, etwa den Hamlet zu spielen. Wäre es auch nur, weil er in einer solchen Rolle gezwungen wäre, zwar nicht mit seinem Princip, doch aber mit dem *Fantasiemus* seines Principis zu brechen. Wir haben ihm häufig gesagt, wollen es aber heute wiederholen, daß Bühnennatur schließlich doch etwas anderes ist als Natur schlechthin. Es versteht sich von selbst, daß ein Schauspieler, der sich mit fanatischer Ehrlichkeit von allem „Theater“ fern hält, eine Erscheinung ist, der gerade die Herzen der Besten zustiegen müssen. Neben der Titelrolle war *Fischer's* Gerbermeister die bedeutendste Leistung des Abends — eine fastige Prachtgestalt von unübersteiglicher Komik. Daß *Eise* Lehmann, *Sauer* und *Reinhardt* auch im „Volksfeind“ die guten Schauspieler waren, die sie immer und unter allen Umständen sind, versteht sich ja eigentlich von selbst. Mit der Partie des Kapitäns wußte *Schwäger* leider nichts anzufangen. — E. S.

Kleines Feuilleton.

— Ein altes Reklameschild. In Pompeji sind einige Reliefes erhalten, welche, in die Straßenwände der Läden oder Häuser eingelassen, die dort getriebenen Gewerbe verkündeten. Auch ist bekannt, daß man im Altertum ebenfalls Wirtshauszeichen hatte; und es scheint sicher, daß die Bezeichnung von Stationen in den römischen Itinerarien, wie z. B. beim Hahn, beim Wagenrad, beim großen Ader, bei der Gans von Gasi- und Masthaus-Aushängeschildern genommen sind. Weniger hat man in Griechenland und im Osten solche Schilder gefunden; mag daran schuld sein, daß das Material ein vergängliches war oder daß die Hantierung auf der Straße und der Handel auf offenem Markte die Anordnungsgilder

unnötig machten. Aber doch kennt man z. B. das Anhängeschild eines griechischen Garlochs, auf dem ein Kalbskopf und Kalbsfüße in verschiedener Herstellungsart dargestellt sind. Aus späterer Zeit ist ein Wirtshauschild „zum Kamel“ litterarisch überliefert. — Ein wirkliches Straßen-Kellamenschild aus der ptolemäischen Zeit hat vor kurzem Otto Rubensohn in der Festschrift zum 70. Geburtstag von Johannes Bahlen (1900) veröffentlicht. Es befindet sich im Museum zu Gizeh, wurde zu Saqqarah 1877 gefunden und stellt ein Tempelchen dar, dessen dreieckiger Giebel durch zwei nackte, ägyptisch frisierte Frauen gehalten wird. Ein Apisstier und eine griechische Inschrift ist mit schwarzer Farbe aufgemalt. Man hat diese Stelle früher für ein Grabmonument oder ein Ex voto gehalten. Gegen das erstere spricht schon der oben auf der Rückseite laufende Kanal, der den Strid zum Anhängen durchließ; gegen beide Deutungen der Inhalt der von Rubensohn richtig gelesenen — es sind Trimeter, bezeichnend für das Beherrschwerden selbst des Volkslebens durch die Metrik der Alexandriner — Worte: „Ich deute Träume in der Gottheit Auftrag. Sei Tyche hold. Ein Kreter ist es, der solches deutet.“ Der Eigennamen fehlt; aber mit seiner Herkunft will sich der Kreter jedenfalls empfehlen, obwohl man denken könnte, daß nach dem Sage: „Alle Kreter sind Lügner“ man sich einen Bewohner der langgestreckten Insel als Traumdeuter im Altertum ebenso wenig herausgesucht haben würde, als in Frankreich heutzutage einen Gascogner. Da aber, wie Rubensohn richtig anführt, das ägyptische Heer sehr stark mit kretischen Soldnern, welche mit Weib und Kindern in Aegypten lebten, durchsetzt war, so hat sich der gottgesandte kretische Wahrsager zweifellos seinen Landsleuten empfehlen wollen. Es ist nicht anzunehmen, daß er Tempelangestellter des Sarapeums war, in dessen Nähe zu Memphis die Stelle gefunden wurde, und auf welches der aufgemalte Apis schließen lassen könnte. In dem Sarapiskult spielen allerdings die Traumdeutungen eine große Rolle; und der Tempelschlaf dieses Kults, resp. die dabei vorkommenden Träume wurden durch eigene Beamte des Tempels gedeutet, während beim Asklepios-Tempelschlaf der Gläubige seine Schlüsse aus der Erscheinung selbst zieht. Aber als Priester hätte der Kreter gewiß keines markt-schreierischen Schildes bedurft; und dem frommen Mann, der von seiner göttlichen Sendung zum Traumdeuten spricht, hat man vielleicht nicht gewagt, dieses Geschäft zu unterbinden. — Noch zwei interessante Details entnimmt die „Müch. Allg. Ztg.“ dem Rubensohnschen Aufsatz. In der Nähe des Sarapeions von Memphis wird heute noch „Es-Sign-Yousef, Josephs Gefängnis“ gezeigt, wo Joseph den Traum des Pharao gedeutet habe. Angesichts der zahlreichen erhaltenen Sarapeum-Traumdeutungen möchte man da wohl einen Zusammenhang konstatieren. —

Theater.

Freie Volkssbühne: „Der grüne Kaladu“ von Schnitzler. Die „Freie Volkssbühne“ blickt im allgemeinen auf einen erfreulichen Winter zurück. Daß die Meinungen über dieses oder jenes Stück auseinandergehen, ist ja selbstverständlich. Im ganzen aber war die Saison erfreulich, erprießlich und fruchtbar. Ich gehöre zu den Kritikern, die der „Freien Volkssbühne“ eine große Bedeutung beimessen, nicht weil ich eben im „Vorwärts“ die Kritiken schreibe, sondern aus ganz allgemeinen ästhetischen Gründen. Ich gehöre eben darum auch zu den Kritikern, die an die „Freie Volkssbühne“ Ansprüche stellen, und freue mich also um so mehr, ein glänzendes Endergebnis verzeichnen zu können. Der Spielplan hat sich in erfreulicher Weise gehoben; die Censur ist wirkungsvoll bekämpft worden; im Lessing-Theater ist mit der Abhängigkeit vom Souffleur-tasten fast ganz gebrochen; erste Kräfte werden ins Feuer geschickt — kurz: Hinausentwicklung auf der ganzen Linie. Für nächsten Winter hat die Leitung auch das aufstrebende „Berliner Theater“ gewonnen, wozu man ihr von Herzen Glück wünschen darf.

Schnitzlers „Grüner Kaladu“ beschloß den Winter. Das Stück ist so bekannt, daß sich eine eingehende Besprechung erübrigt. Es ist nach meiner Meinung die beste Arbeit des Wiener Poeten. Das phantastische Stimmungsbild aus den Tagen der großen Revolution, das er bieten will, kommt voll und kräftig zum Ausdruck. Es ist wirklich in seiner besonderen Art ein kulturhistorisches Dokument. Nach den sonstigen Leistungen Schnitzlers sollte man ihm den psychologischen und schließlich auch historischen Tiefblick, den er hier beweist, gar nicht zutrauen. Es verjährt dem gegenüber wenig, daß ein bißchen technisches Raffinement in der Sache steckt.

Von den Darstellern muß in erster Linie Richard Gelsing genannt werden, der als Graun das ganze übrige Ensemble in Grund und Boden spielte. Sein Name war im Programm nicht fett gedruckt, um so mehr ist es Pflicht der Kritik, ihn zu unterstreichen. Man kann sich natürlich nach einer Leistung keine bestimmte Meinung über einen Schauspieler bilden, aber immerhin will ich mit meinem Namen unterzeichnen, daß er diese Rolle in der besten deutschen Umgebung als ebenbürtiger Künstler spielen kann. Ich habe Herrn Gelsing zum erstenmal gesehen; hauptsächlich sorgt die Leitung der „Freien Volkssbühne“ dafür, daß es nicht das letzte Mal gewesen ist. Von den Aristokraten verdienen Adolf Klein junior und Jwald Erwähnung. Adolf Klein senior war sehr äußerlich und Kober war farblos und „schwamm“ bedenklich. —

E. S.

Musik.

Es giebt innerhalb unseres Musiklebens nicht bald eine Persönlichkeit, in der sich sowohl umfassendes künstlerisches Können wie auch ein gutes Glück Musikgeschichte, insbesondere Geschichte der Gesangstechnik, so glänzend darstellten, wie es bei Frau Marcella Sembrich der Fall ist. Waren wir an die Leistungen dieser, die Lyrik der Coloratur mit der Dramatik des Ausdrucks mehr oder minder eng verbindenden Sängerin vorwiegend aus Konzerten gewöhnt, so ergänzte sie zu Beginn des vorigen Winters diese Eindrücke durch Leistungen als Bühnensängerin und als — künstlerische Organisationskraft. Sie hatte Ende Oktober 1900 eine förmliche italienische „stagione“ hierhergebracht, die sie — übrigens keine Italienerin, sondern halb Deutsche, halb Polin — eigens und ersichtlich mit besonderem, künstlerischem Bedacht zusammengestellt und eingearbeitet hatte. Der Erfolg scheint damals äußerlich gering gewesen zu sein, schon der hohen Eintrittspreise halber; innerlich war er um so größer, und wohl jeder Hörer der damaligen „Vorbier“-Aufführung konnte die Erinnerung an deren Gesamtgeist wie auch an die meisten Einzelleistungen festhalten. Neben der Truppenführerin ragten damals ganz besonders die beiden Vasse hervor: der mächtige tiefe Vase Arimondi als Bassist und der Vuffobaj Tavecchia als Barolo — letzterer noch speciell ausgezeichnet durch seine Vermeidung aller Mägen und sonst aller gewöhnlichen Komik.

Nun hat Frau Sembrich abermals ihre italienische Truppe, mit einigen neuen Ergänzungen, hierher gebracht und hat am letzten Sonnabend in der Eröffnungsvorstellung nicht nur den voraus-zusehenden großen Künstlerfolg, sondern auch den weniger voraus-zusehenden früheren Erfolg vor einem den hohen Preisen entsprechenden Publikum davongetragen. Als Anfang war „Don Pasquale“ gewählt worden, jene echt italienische, auf den alten Typen der lustigen Poeserei aufgebaute komische Oper Donizetti's. Sie war zuerst 1843 zu Paris, 1852 auch zu Berlin aufgeführt worden. Obgleich allgemein anerkannt und beliebt, ist sie doch bei uns kein reguläres Repertoirestück geworden, zumal seit Adelina Patti schweigt. Eine Hauptursache davon dürfte die Schwierigkeit sein, dieses feine, gänzlich ohne äußeren Effekt arbeitende und eine intime Künstlerkraft verlangende Meisterwerk so ganz mit Hingebung an seine Eigenart herauszubringen. Vor allem ist hier nötig, mittels des bel canto — weder ohne ihn noch auch mit ihm als bloßem Selbstzweck — einen lebhaften dialogischen Ausdruck zu schaffen und Komödie zu spielen ohne ein direktes Betreiben der Komik. Gerade in diesen zwei Punkten gipfelt die Kunst des Sembrich-Ensembles. Wie hier zugleich wohlklingend und mit reichem, feinem Ausdruck gelungen wird, das ist im allgemeinen schlechtweg musterhaft. Im allgemeinen: d. h. die eine Ausnahme, der Tenor De Lara, fiel aus diesem Gesamtton merklich heraus. Erstens ist er der typische, vor dem Publikum aufgeplanzte „Feldtelegraph“ mit dem mechanisch gehobenen Arm (übrigens findet sich auch bei den andern trotz ihres ausgezeichneten Spiels manches Hineinringen ins Publikum und manche Typik der Armbewegung). Zweitens beständig De Lara die Erfahrung, daß die italienischen Tenore häufig einen Stimmklang ähnlich wie eine gewöhnliche Pfeife haben, der hier noch dazu übermäßig hell und flach, in den hohen Lagen außerdem nicht recht frei ist. Die übrigen aber leisteten in jeder Beziehung Bedeutendes. Vuffobaj, in der Titelrolle des geprellten Alten, war abermals Tavecchia. Er geht in der drastischen Charakterisierung sehr weit, fällt jedoch wiederum niemals ins Possenmachen. In dieser und in anderer Beziehung ist vielen unserer hiesigen Sänger der Besuch der an Zahl anscheinend spärlichen Sembrich-Abende lebhaft zu empfehlen. —

sz.

Völkerkunde.

k. Chinesische Astrologen. Der Telegraph meldet aus China, daß sich die kaiserliche Familie von Si-Kgan-Zu nach Kai-Long-Zu begeben will und nur noch die Festlegung des günstigen Tags von den Astrologen abwartet. Diese Thatsache, schreibt der „Matin“, kennzeichnet wieder die große Rolle, die die Astrologen in dem Leben des chinesischen Volks spielen. Vor der Erscheinung des Taoismus, den Lao-Tse 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung gepredigt, folgten die alten Chinesen fast 3000 Jahre lang einer gesunden Naturphilosophie. Lao-Tse erfand die Theorien einer seltsamen Seelenwanderung; er zeigte überall „böse Einflüsse“, die der geheimen Gegenwart unzähliger Teufel zu verdanken sind, und von da an wurde das chinesische Volk der Sklave der tollsten Glaubenslehren, das Opfer der lächerlichsten Schreden. Allen „bösen Schicksalen“, die täglich die Individuen bedrohen, muß durch Amulette vorgebeugt werden, und man muß auch die Wirkung der bösen Einflüsse vorhersehen. Daher rührt die Notwendigkeit der Astrologen und Wahrsager. Nichts geschieht ohne sie; ihr Verurteil ist offiziell. Sie haben einen Laden oder laufen durch die Straßen und rufen die Kunde durch Harfenklänge, ein Gong oder Kastagnetten. Sie sind zuerst bei der Geburt jedes Kindes nötig. Sie bestimmen die Stunde, den Tag, den Monat, das Jahr, den Stand des Himmels, die Windrichtung, die Gestalt der Konstellationen. Keine chinesische Familie würde einwilligen, einen Schwiegerjohn oder eine Schwiegertochter zu nehmen, die nicht ihr Horoskop hätten. Ein im Jahre 1404 in China gezeigtes Drama zeigt in dieser Beziehung schon dieselben Sitten wie heute. Wenn Eltern ein Kind verheiraten wollen, lassen sie durch eine Unter-

händlerin der andern Familie zunächst allgemein die Frage vorlegen. Wird dieser erste Schritt gut aufgenommen, so zeigen die beiden Familien sich gegenseitig die Horoskopblätter der jungen Leute. Jede Familie zeigt die Blätter einem von ihr gewählten Wahrsager, der infolge von Berechnungen das Geschick der Betreffenden vorher sagt. Ehe man eine Tochter verheiratet, ist es von Bedeutung zu wissen, ob ihr Gatte glücklich sein wird. Liefern die Berechnungen des Astrologen gute Prophezeiungen, so kann zur Verlobung geschritten werden. Der Wahrsager verdient sein Geld redlich; trotz der Uebung gebraucht er zu seinen komplizierten Berechnungen noch ein Buch, eine Art Rechenknecht zum Addieren, Subtrahieren, Multiplizieren und Kombinieren der verschiedenen Zahlen. Man wählt mit Vorliebe einen blinden Wahrsager, der seinen Rechenknecht auswendig kennt und daher seinen Kollegen überlegen ist. Die Chinesen haben in den Sternenhimmel den Hof der Kaiser, die Sitten des Volks und die großen, göttlich verehrten Menschen verlegt. Die 28 chinesischen Sternbilder haben zuerst Tiernamen wie: Schlange, Drache, Tiger, Fledermaus usw. In jedem Sternbild haben die Sterne Namen wie: Erster Ratgeber des Kaisers, General, zweiter Pädagog des Erbprinzen, Großes Tribunal, Erde der Dinge, Harpungelode, Königreich der Hunde, Hüfn des Himmels, Wolke und Regen, Bliß, Gefahr, Thränen, Grab usw. Der Einbildungskraft der Astrologen ist also freier Spielraum gelassen, zwischen der Gegenwart dieser Sterne am Himmel und dem Geschick der Menschen Beziehungen herzustellen. Manchmal mischt sich etwas Poesie in diese Kindeereien, wie die Legende von dem berühmtesten chinesischen Dichter Li-Tai-Pe zeigt. Sein Familienname war Li; kurz vor seiner Geburt glaubte seine Mutter zu bemerken, daß der Morgenstern ganz besonders glänzte, und sie wollte, daß ihr Sohn den Namen dieses Sterns Li-Tai-Pe erhielt. Der Wahrsager prophezeite, das Kind würde ein großer Dichter werden und außer den Wissenschaften alles verachten. Dem war auch so, und Li-Tai-Pe spielt in einem hübschen Gedicht darauf an. Außer den Wahrsagern sind auch die Mandarinen offizielle Astrologen. Jeder muß in seiner Residenz die Sonne und den Mond zur Zeit von Verfinsterungen retten. Sie errichten in dem Hauptzimmer ihres Hauses vor dem Fenster einen Altar. Kerzen brennen, zahlreiche Niederbungen werden vorgenommen, man hört wimmernde, seufzende Ausrufungen . . . und die Sonne oder der Mond zeigen sich wieder, die Gebete werden erhört. „Es giebt kein Spiel in meinen Annalen.“ sagt ein zeitgenössischer chinesischer Schriftsteller, „daß der Gott So den Willen unrer Mandarinen sein Ohr verschlossen und Sonne oder Mond hat unkommen lassen. Und das beweist, daß unsre Lehrer ihm ungenheim sind und ihm heilig scheinen.“ Das Volk aber sagt, daß der Mond nicht zu Grunde gehen kann, weil er bewohnt ist. Als Beweis erzählt man, daß ein Dichter aus Kueigiede eine seiner drei Seelen zum Mond hinaufsteigen ließ, wo diese dramatischen Vorstellungen betwohnte und die Kunst des Theaters zurückbrachte. . . .

Medizinisches.

— Heilung von Masern durch rotes Licht. Ein französischer Arzt, Dr. Chatinière, fand, wie das „Wissen für Alle“ berichtet, durch Versuche, daß rotes Licht für die Heilung von Masern sich sehr vorteilhaft verwenden lasse, da die roten Strahlen des Spektrums bei dieser Krankheit eine besonders kräftige Wirkung zeigen. Die Kranken werden in Männlichkeiten gebracht, in denen eine Beleuchtung gleich der Dunkelkammer eines Photographen herrscht, indem die Fenster mit roten Vorhängen verhängt oder mit rothem Seidenpapier überlebt werden, während des abends über die Lampe ein roter Schirm gebreitet wird. Der genannte Arzt, sowie verschiedene seiner Kollegen kurierten bei verschiedenen Patienten diese Krankheit ohne Medizin — angeblich — in zwei bis drei Tagen. Der Erfolg, der mit dieser Beleuchtung erzielt wird, soll seine Ursache darin haben, daß die roten Strahlen der Haut für den Heilungsprozess die nötige Ruhe verschaffen, während alle andern Lichtstrahlen und besonders die ultravioletten, die Haut heftig erregen. Dr. Chatinière hatte schon früher von Baternfrauen in den Vogesen gesehen, daß sie ihre an Masern erkrankten Kinder in rote Tücher einwickelten. Die Einwirkung verschiedenfarbiger Strahlen auf die Nerven wurde schon vor Jahren beobachtet und Dr. Donza hatte auch diese Wirkung in der Praxis zu verwerthen gesucht, indem er die Melancholie mit rotem und die Tollwut mit blauem Licht heilen wollte. —

Geologisches.

— Erdbeben auf Island. Der isländische Forscher Th. Thoroddsen veröffentlicht in den „Geographischen Mitteilungen“ seine Untersuchungen über die starken Erdbeben, die im August und September 1896 das südliche Tiefland von Island verwüstet haben. Daß dabei nur vier Menschenleben verloren gingen, ist lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß Island nur sehr dünn bevölkert ist und die eigentümliche Bauart der dortigen Häuser den Bewohnern einen Ausweg ins Freie gestattete, bevor die Gebäude zusammenstürzten. In einem Bezirke wurden von 588 Gehöften 86 gänzlich zerstört und 427 mehr oder weniger beschädigt, in einem andern Bezirk blieben von 699 Gehöften nur 2 unversehrt. Die Erderschütterungen wanderten von Ost nach West, die verderblichsten Stöße waren fünf an der Zahl und erfolgten in der Zeit vom 26. August bis 10. September. Während

der Beben war die Erdoberfläche häufig in vollständiger Wellenbewegung, so daß weder Mensch noch Tier aufrecht stehen konnte. Ein auf einem Basalttriden stehender Pfarrhof wurde so erschüttert, daß ein 2 Meter hoher Kachelofen 7,5 Meter weit fortgeschleudert wurde und die auf dem Erdboden liegenden Leute sich nicht halten konnten, sondern den Whang hinuntergeworfen wurden. Die Erdbebenwellen gingen von dem die Tiefebene umgebenden Halbkreis von Bergen aus, auf dem Hochlande waren die Erschütterungen schwach, an vielen Punkten dort wurden sie gar nicht gespürt. Bevor ein Stoß erfolgte, wurde meist ein sanftener Laut, oft auch Knall und Gedröhne und anhaltender Lärm in der Erde gehört. Die Berge schüttelten große Steinmassen ab, so daß viele Bergstürze erfolgten. Ein isoliert aus der Ebene bis 227 Meter Höhe aufsteigender Berg namens Starðsfjall schüttelte sich wie ein Badel, der aus dem Wasser kommt; er wurde vielfach zerpalten und die biden Erdschichten, welche seine Abhänge bedekten, wurden herabgerissen, so daß sie sich in großen Haufen am Fuße des Berges sammelten. In mehreren Landschaften entstanden meilenlange Spalten und auf verschiedenen derselben entstanden große trichterförmige Löcher. Wo diese Spalten sich durch Seen und Stumpfe zogen, verschlangen sie deren Wassermassen. Viele unter den zahlreichen warmen Quellen des betroffenen Gebiets erlitten Veränderungen. Eine neue warme Quelle entstand nach einem heftigen Stöße unter gewaltigem Krüllen und Pfeifen, wobei sie Wasser, Dampf und Steine 200 Meter hoch emporzuschleuderte. Ihre Ergiebigkeit hatte jedoch nicht lange Bestand, und als Thoroddsen im Juni 1897 die Stelle besuchte, fand er ein ruhiges, mit heißem, klarem Wasser angefülltes Becken. Die westbekanntesten Geysire erlitten verschiedene Aenderungen, der 1789 entstandene Springquell, der unter dem Namen Strottor bekannt ist, stellte seine Thätigkeit völlig ein. Später hat der Geysir neue Kraft gewonnen und häufigere und höhere Ausbrüche gehabt. Mehrere kalte Quellen verschwanden und neue bildeten sich an andern Stellen. Die Vulkane Hekla, Katla und benachbarte verhielten sich zu dem Erdbeben völlig passiv. Es scheint, daß die von dem Erdbeben heimgesuchte Ebene in der Tiefe unter dem Boden in verschiedene Stüde zerteilt ist und die fortgesetzten Bewegungen in diese Querlinien sowie die Verschiebungen zwischen den einzelnen Stücken scheinen nach Thoroddsen die Ursachen der zahlreichen Erdbeben dieser Gebiete zu sein. —

Humoristisches.

— Anzüglich. Ordengeschmüdter Regierungsrat zu einem Bauern, dessen Ochse auf der Viehhausstellung den ersten Preis bekommen: „Das Tier ist ordentlich stolz auf seine Auszeichnung, wie?“
 Bauer: „Ja, wissen S', Herr Regierungsrat, jeder Ochse freut si, wenn eshm was umg'hängt wird.“
 — Zu spät. Ein Jockey zum andren: „So 'n Pech, wenn mer vorher gewußt hätten, daß der Gaul so viel Geld einbringt, dann hätten mer nich geheiratet.“
 („Simpl.“)

Notizen.

— Tolstoj's Drama „Die Leiche“ darf laut Anordnung der russischen Censur nicht aufgeführt werden; ferner sollen Tolstoj's Werke aus allen öffentlichen Bibliotheken entfernt werden. —
 — Das Vermögen der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller beziffert sich nach dem Geschäftsbericht für 1900 auf 600 000 M. —
 — Hans Paqah ist auf fünf Jahre für das Residenz-Theater engagiert worden. —
 — „Schall und Rauch“ veranstaltet am 22. Mai, nachmittags 3 Uhr, im Deutschen Theater eine letzte Künstler-vorstellung. —
 — „Der Göze von Venedig“, ein Schauspiel von Rudolf v. Gottschall, errang bei der Erstaufführung im Leipziger Neuen Stadt-Theater einen freundlichen Erfolg. —
 — Karl Schönherr's Drama „Wildschützer“ errang bei der Aufführung im königlichen Theater zu Kapenhager einen großen Erfolg. —
 — Den Erben Richard Wagners wurde eine Million geboten, wenn sie einem Unternehmer die Aufführung des „Parsival“ für fünf Jahre freigäben. Die Erben haben abgelehnt. —
 a. Die Ausstellungenskommission hat 20 Werke der Großen Berliner Kunstausstellung für die Berliner Nationalgalerie und andre öffentliche Sammlungen Preußens angelauft. —
 a. Ein neuer Menzel: „Besuch im Salzwerk“, ein Werk aus dem Jahre 1890, hängt seit Sonntag im Ehrensaal der Großen Berliner Kunstausstellung. —
 — Eine unterirdische Erdbebenstation soll im Bergwerk von Prizibram (Böhmen) in einer Tiefe von 1100 Metern errichtet werden. Diese Station wird mit denselben Instrumenten ausgestattet sein, wie eine gleichzeitig in Prizibram auf der Erdoberfläche zu errichtende Station, wodurch eine korrespondierende Beobachtung über und unter der Erde ermöglicht sein wird. —
 — Ein Fischerei-Museum wird auf der Elbinsel Finkenwärder, in der Nähe von Hamburg, errichtet werden. —